

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Haarbeck, Lina: Vom Sepp-Frieder

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

nicht, ob er noch dort ist, ob ihn der liebe Gott nicht noch näher zu sich herangeholt hat, drum b'hüt Gott für heute und auf Wiedersehen übers Jahr."

Dabei gab er allen der Reihe nach die Hand und schritt zur Thür hinaus.

## Dom Sepp-Frieder.

Von L. Haarbeck.

**M**u hör 'mal wieder den alten Sünder, wie er greint!" sagte die Flicklies zu ihrer Mutter, die sich am Fenster von der lieben Julionne bescheinen ließ.

"Ja," antwortete die Angeredete, "ich hab' ihn heimkommen hören heut nacht. Daß Gott erbarm! Ich glaub', er ist auf allen viere die Treppe 'raufgekrabbelt."

"So ein Lump!" fuhr die Flicklies fort, "hat er das Kind schwer krank in der Augenklinik und führt so ein Leben! Ich tät mich der Sünd fürchten."

Die Flicklies wohnte mit ihrer Mutter in einer Mansarde mit schiefen Wänden im fünften Stock, und der „alte Sünder“, der Sepp-Frieder, bewohnte daneben eine Kammer. Es ist wahr, der Sepp-Frieder hatte das heulende Elend. Das kam meist über ihn, wenn er ein paar Stunden seinen Rausch verschlafen hatte. In diesem Zustand konnte man ihn um den Finger wickeln, und er schwur jedesmal hoch und heilig, daß das sein letzter Rausch gewesen sei.

Der Sepp-Frieder brauchte nicht in der Stadt in einer Mansarde zu sitzen und zu greinen. Er hatte bessere Tage gesehen. Noch vor fünf Jahren saß er auf einem netten, kleinen Bauerngütchen draußen in einem stillen Dörflein mit Weib und Kind, und sie hatten miteinander geschafft und gespart, damit das Nickele, das kleine blonde Ding, mit den großen, runden Blauaugen, es einmal besser und schöner haben sollte als seine Eltern.

Auf einmal bekam der Sepp-Frieder den Stadtsimmel. Er nahm in der Stadt Arbeit, und sein Weib schuftete daheim allein weiter, bis sie nicht mehr konnte. Und er kam am Samstag abend heim mit einem mageren Geldbeutel; aber dafür hatte er jedesmal „einen sitzen“. Er brauchte zuviel Geld für sich; die Wirtschaft ging zurück und, wie es so geht, das Gütchen wurde verkauft, zwangsweise, und der Sepp-Frieder und sein Weib zogen als arme Leute in die Stadt, hinauf in den fünften Stock in die Kammer mit dem schrägen Fenster. Hier erst wurde sich das junge Weib klar über sein Schicksal. Es mußte schaffen vom frühen Morgen bis zum späten Abend für andere Leute, wenn es und das Nickele nicht verhungern wollten, denn

der Sepp-Frieder ging seine eigenen Wege; er war am liebsten im „Goldenen Löwen“ mit seinen Sausbrüdern zusammen.

Nicht daß der Sepp-Frieder sein Weib und sein Kind im Stich gelassen hätte! O nein, wenn er nüchtern war, zeigte er sich als der zärtlichste Gatte und beste Vater, und sie lebten in bester Eintracht, solange sein Weib kein Geld von ihm verlangte. Sie verdiente ja ganz nett, sie kochte gut, da brauchte er sich keine Gedanken zu machen. Nichts wäre ihm schrecklicher gewesen, als wenn sein Weib und sein Kind hätten Mangel leiden müssen. So konnte er jeden Abend mit gutem Gewissen ins Wirtshaus gehen und auch da bleiben bei seinen Sausbrüdern. Es ist kaum zu glauben, wieviel Geld einer durch seine und anderer Leute Gurgel jagen kann.

Jetzt saß er in der Dachstube und greinte, weil sein Weib gestorben war. Nicht daß er sich Vorwürfe gemacht hätte. Nein, das war, Gott sei Dank, nicht nötig, es ist ihr nichts abgegangen, sie hatte ganz nett verdient, und sie hatte gut gekocht. Aber Heimweh, richtiges Heimweh Sehnsucht, heiße Sehnsucht, hatte er nach ihr. Wie waren sie doch glücklich gewesen! „Marie! Marie!“ schluchzte er laut, und die Flicklies sagte in der Stube nebenan: „Auf nur, die hat, Gott sei Dank, ausgelitten, die machst du nicht mehr unglücklich!“ Seit Marias Tod war es mit dem Sepp-Frieder noch viel mehr bergab gegangen. Er schaute sich in der Stube um. Wie sah es aus! Wie war es bei der Marie so blitzauber gewesen! Und das Kind!

Eine kleine Weile war es totenstill, so als wenn der Sepp-Frieder sich über etwas erschreckt hätte. Das Kind! Es dämmerte ihm, es wurde ihm plötzlich klar. Vom Schrecken war der Sepp-Frieder auf einmal nüchtern geworden. Er stand vom Fußboden auf und setzte sich auf einen Stuhl. So war's gewesen, ja, und heute sollte er das Kind abholen in der Augenklinik.

Gestern hatte ihn der Arzt in die Klinik bestellt zwischen fünf und sechs. Der Sepp-Frieder war ordentlich aufgereggt gewesen, als er es der Flicklies erzählte. Er hatte auch seinen Rock ausgebürstet und sich gewaschen und gekämmt, wie schon lange nicht. Es war ja, als er in den Spiegel schaute, nicht mehr der stramme Sepp-Frieder gewesen von früher, nein, das nicht; aber wenn er sich in die Brust warf und stramm ausschritt, dann, meinte er, könne er sich doch noch sehen lassen. Mit gehobenem Selbstbewußtsein ging er die Treppe hinunter, die Straße entlang bis zum „Goldenen Löwen“. Da konnte er nicht vorbei, er meinte, das könne auch kein Mensch von ihm verlangen. Er blieb aber nicht lange, ständlings trank er nur ein paar Schnäpse und ging wieder und kam sich sehr solide vor.

In der Klinik wurde er gleich zum Arzt geführt, der freundlich auf den Sepp-Frieder zugeht und ihm die Hand reicht. Dann aber trat er schnell ein paar Schritte zurück und machte ein ganz verändertes Gesicht.

„Ob der den Schnaps roch?“ dachte der Frieder. Es hätte ihm wirklich Leid getan, denn der Herr war so freundlich gewesen.

„Ich muß Ihnen etwas sagen,“ fing der Arzt an, „was Sie sehr schwer treffen wird. Ihr Kind . . .“

„Wie meine Sie, Herr Doktor?“

„Ich meine, Ihr Kind hat das Augenlicht verloren, es war leider keine Rettung möglich,“ sagte der Arzt etwas energischer.

„Wie meine Sie, Herr Doktor?“ wiederholte der Sepp-Frieder und näherte sich dem Arzt.

Der wich wieder zurück und rief: „Sieriechen nach Schnaps, Mann! Schämten Sie sich nicht? — Ihr Kind ist blind, blind für sein ganzes Leben. Haben Sie das jetzt verstanden?“

„Gewiß, gewiß!“ hatte der Sepp-Frieder geantwortet. Wie der Mann, der Doktor, sich aufregte! Es war doch nicht sein Kind! Und der Schnaps ging ihn doch gar nichts an!

„Sie können die Kleine gleich mitnehmen, wir brauchen den Platz,“ fing der Arzt wieder an.

„Mit Verlaub, Herr Doktor,“ sagte der Sepp-Frieder plötzlich mit fester, klarer Stimme, „ist mein Kind ganz blind? Sieht es gar nichts mehr?“

Jetzt erst hatte sein schnapsbetäubtes Gehirn die Sache erfaßt, jetzt erst wurde ihm klar, was der Arzt gesagt hatte.

„Gar nichts mehr,“ sagte der Arzt ernst, „es ist nichts mehr zu machen. Aber wer wird für die Kleine sorgen? Sie hat ja keine Mutter mehr!“

„Ich, ich Sorge für sie, ich, ich bin dafür da, ich bin doch der Vater,“ schluchzte der Sepp-

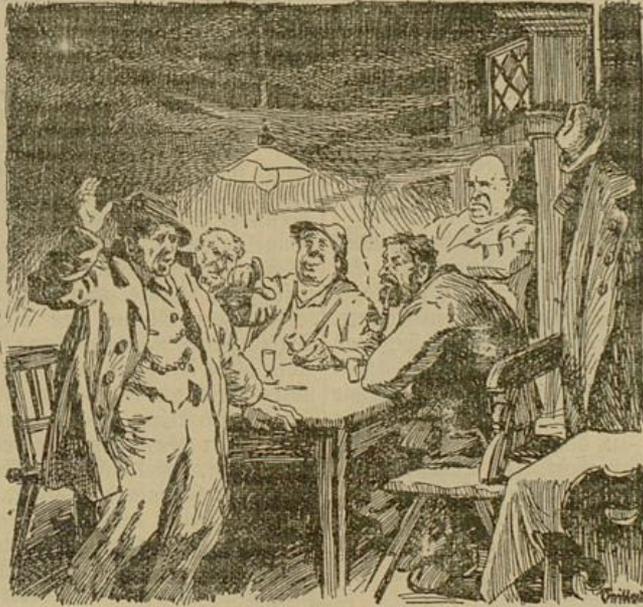
Frieder plötzlich auf. Er fing an zu jammern und zu weinen wie ein kleines Kind.

„Gehen Sie jetzt hinauf und holen Sie die Kleine,“ befahl der Arzt bestimmt; aber der Sepp-Frieder jammerte nur um so lauter, „Jetzt nit, Herr Doktor, jetzt nit, ich kann nit, ich muß daheim auch noch putzen, ich sorg für sie, ich bin doch der Vater, ich . . .“

„Dann kommen Sie morgen um diese Zeit und holen sie ab,“ sagte der Arzt und schob den Sepp-Frieder zur Türe hinaus. Dann senkte er tief auf, setzte sich an seinen Schreibtisch und

schrieb die Kleine Friederike Schneider in die Fürorgelliste ein.

Der Sepp-Frieder schlug den Weg ein, der zu seiner Wohnung führte. Er weinte und jammerte still vor sich hin. Als er aber zum „Goldenen Löwen“ kam, versiegten seine Tränen, und nach dem ersten Schnaps hatte er seinen Lebensmut wieder gefunden. Gewiß, es war schlimm mit dem Nickele, das meinten auch seine Saufrüder. Aber das Schlimmste war



„Gewiß, das ist die Hauptsache,“ mit diesen Worten hatte der Sepp-Frieder um Mitternacht taumelnd und schwankend den „Goldenen Löwen“ verlassen.

es noch nicht. Das Nickele konnte in einer Anstalt untergebracht werden, auf Staatskosten natürlich! Das kostete den Sepp-Frieder keinen Pfennig. Das wäre ja noch schöner, wenn das der Vater bezahlen müßte! Er hatte doch nur die magere Erwerbslosenunterstützung! Das war ausgeschlossen, einfach ausgeschlossen. Dazu war der Staat doch da!

In der Anstalt da konnte das Nickele etwas lernen. Was, das wußten die Herren selbst nicht. Aber es konnte soweit kommen, daß es sein Brot selbst verdienen konnte. Und das ist doch die Hauptsache, daß einer sein Brot verdienen kann, ja, das ist die Hauptsache.

„Gewiß, das ist die Hauptsache,“ mit diesen Worten hatte der Sepp-Frieder um Mitternacht taumelnd und schwankend den „Goldenen Löwen“ verlassen und war auf allen vieren seine Treppe hinaufgekrabbelte.

„Was macht nur der Schneider drüben?“

fragte die Flicklies ihre Mutter eine Stunde später, als nach der plötzlichen Stille ein Nummern und ein Spektakel in Sepp-Frieders Stube losgegangen war, so daß die Flicklies nicht wußte, was sie denken sollte. Sie war eine brave, respektable Person, und man konnte ihr nichts nachsagen. Sie hatte alle guten Eigenschaften, die eine alte Jungfer von vierzig Jahren haben soll; nur neugierig war sie, unglaublich neugierig, so daß sie nicht mehr an sich halten konnte, sie mußte nachsehen, was der Mensch in der Kammer nebenan trieb.

„Was mache Sie denn?“ fragte sie, als sie Sepp-Frieders Türe öffnete, und blieb sprachlos stehen. Alles schwamm, alles stand unter Wasser; der Sepp-Frieder hielt großen Hausputz.

„Das Nিকেle kommt heut abend,“ sagte er merkwürdig weich, „da muß alles sauber sein.“

„Das Nিকেle kommt?“ rief die Flicklies und schlug vor Freuden die Hände zusammen. „Mutter!“ rief sie in die Stube nebenan, „Mutter! Das Nিকেle kommt heut heim!“

Die Flicklies war der gute Engel des Kindes gewesen, als die Mutter gestorben war. Sie freute sich von ganzem Herzen und überlegte schon, was sie zum Willkommen machen könnte.

„Wo ist denn euer Tisch?“ fragte sie, und schaute sich suchend in der Kammer um. Der Sepp-Frieder bekam einen Hustenanfall, und die Flicklies verdrehte die Augen, schüttelte den Kopf, ging hinein zu der Mutter und sagte: „Er hat den Tisch versezt, der Lump! Nun kommt das Kind heim und hat keinen Tisch!“

„Schneider,“ sagte sie nach einer Weile, „Sie müßte den Tisch holen im Leihhaus, und wenn der letzte Groschen draufgeht. Der Tisch muß her, wenn das Nিকেle kommt.“

„Das Nিকেle sieht nit mehr, ob ein Tisch da ist oder nit, das Nিকেle ist blind,“ sagte der Sepp-Frieder und schaute zum Fenster hinaus.

Die alte Mutter in der Stube nebenan war zusammengeschrien, solch einen Schrei hatte die Flicklies getan. Jetzt setzte sie sich neben die alte Frau und weinte zum Herzbrechen.

„Der Tisch, der Tisch, denk, das Kind ist blind und hat keinen Tisch!“ fing sie nach einer Weile wieder an. „Schneider! der Tisch muß vom Leihhaus geholt werden!“

„Ich hab' keinen Pfennig Geld,“ lautete die etwas unsichere Antwort. „Die Unterstützung ist so miserabel! Man muß doch gegessen haben!“

„Hn!“ machte die Flicklies, und unter Sepp-Frieders Wams auf der linken Seite, da wo so ungefähr das Herz ist, rief einer: „Verloggen, Sepp-Frieder! Der Hunger war's nit, aber der Durst!“

„Warum flechten Sie denn keine Rohrstuhl mehr ein, wenn Sie sonst keine Arbeit haben?“ fragte die Flicklies auf einmal ganz freundlich. Der Ton tat dem Sepp-Frieder wohl nach dem

groben Kerl, der da unterm Wams so laut gerufen hatte.

Als der Mann keine Antwort gab, stemmte die Flicklies ihre Arme in der Gegend ein, wo andere, weniger magere Personen die Hüften haben, und sagte genau so freundlich: „Da stehn ja noch zwei Stühl! Ich putz' euch jetzt die Stube und mach alles in Ordnung, und Sie flechten die zwei Stühl ein und bringen sie in die Fabrik, wenn Sie das Nিকেle abholen. Dann können Sie ihm ein Nachteffen kaufen und morgen den Tisch einlösen. Ich stell für heut abend meinen in Ihre Stube. Wie der Bltz saß der Sepp-Frieder an den Stühlen und schaffte. Im Grund seines Herzens flocht er viel lieber Stühle ein, als daß er putzte.“

Um vier Uhr hatte er wahrhaftig beide Stühle eingeflochten, und die Flicklies hatte obendrein ihre dünne Mittagssuppe mit etwas Wasser gelängt und ihm auch einen Teller gegeben. Aber Durst hatte der Sepp-Frieder, rasenden Durst! Wenn er Geld gehabt hätte, wäre er längst davongelaufen und hätte ihn im „Goldenen Löwen“ gelöscht. Der Wirt war zwar kein Knicker, nein, das konnte man nicht sagen; er war ein scharmanter Mann, der auf die leeren Geldbeutel seiner Kunden die größte Rücksicht nahm. Aber alles hat seine Grenzen. Der Sepp-Frieder hatte soviel auf der Kreide stehen, daß der Wirt ihm zu verstehen gab, daß jetzt Schluß sei. Das nahm ihm der Sepp-Frieder nicht übel, durchaus nicht. Geschäft ist Geschäft! Wenn er nur nicht so rasenden Durst gehabt hätte! Er ging schließlich an den Brunnen und stürzte ein paar Gläser Wasser hinunter. Aber da wurde es ihm ganz elend und weinerlich zumute. Er konnte es einmal nicht vertragen, das Wasser! Und da war auch der Staat schuld dran! Würde er die Erwerbslosenunterstützung erhöhen, dann könnte der Sepp-Frieder seinen Durst stillen! Aber an ihn, dem Sepp-Frieder, wurde gespart, und die großen Herren mästeten sich die Bäuche. Die Stimmung wurde bedenklich. Sie sank unter Null, und wenn sie unter Null stand, dann mußte der Sepp-Frieder saufen, und wenn ein Bett versezt werden mußte. Im richtigen Minütel kam gerade die Flicklies aus ihrer Stube und brachte eine Tasse dampfend heißen „Pfeiffer und Diller“, und als er die getrunken hatte, brachte sie noch eine, und dann noch eine, und der Sepp-Frieder löschte seinen Durst trotz des knickerigen Staates und trotz der großen Herren. Er wunderte sich selbst darüber und machte sich auf den Weg zur Fabrik, der zum Glück nicht am „Goldenen Löwen“ vorbeiführte.

Als er seine Schritte zur Augenklinik lenkte, kimperten und hüpfen drei Marktstücke lustig in seiner Hosentasche herum. Der Sepp-Frieder spielte damit, rüttelte und schüttelte daran, denn das Geld hatte einen merkwürdig hellen

Klang, viel heller und lustiger als das Geld der Erwerbslosenunterstützung. Das war merkwürdig, aber es war tatsächlich so.

In der Augenklinik wurde er sogleich zu seinem Töchterchen geführt. Als er die Türe öffnete, wandte es seine großen blauen, erloschenen Augen ihm zu und fragte: „Wer ist da?“

„Ich bin's, dein Vadder,“ sagte der Sepp-Frieder entsetzt und blieb erstarrt stehen.

„Ich kann dich nit sehen,“ sagte das Kind ruhig, „wie sie mir die Binde abgenommen haben, war alles schwarz.“ Sie tastete sich ihm entgegen, blieb aber auf dem halben Wege stehen und brach in Tränen aus. „Ich bin so allein!“ rief sie aus, „ich habe niemand, der mich führt!“ Sein Kind stand da, so hilflos, so verlassen, und mit seinen Händchen tastete es in der Luft herum nach dem Vater, der das schreckliche Gefühl hatte, daß er mit seinen Händen dieses Kind nicht anfassen durfte. Diese erloschenen Augen gingen ihm aus Herz. Er legte seine Hand auf des Kindes Goldköpfchen und sagte: „Ich führ' dich, ganz gewiß, ich führ' dich.“

„Immer?“ fragte das Nickerle hoffnungsvoll.

„Ja, immer!“ antwortete der Sepp-Frieder.

„Und so, wie die Mutter es tät?“

„Ja, so wie die Mutter es tät!“

„Aber wenn du auf die Arbeit gehn mußt?“ fragte das Kind weiter und machte wieder das jammervolle Gesichtchen.

„Ich flecht' Stühl ein,“ antwortete der Vater, nur dem Gefühl folgend, „ich flecht' Stühl ein, dann bin ich immer daheim.“

„O Vadderle!“ rief das Nickerle vergnügt. Es hatte seine Hand gefunden, es klammerte sich daran fest und hüpfte vor Freude.

„O Vadderle!“

Es war das erstemal seit langer Zeit, daß das Nickerle „Vadderle“ sagte. Der „Goldene Löwen“ hatte auch zwischen ihm und seinem Kinde ein Loch gefressen. Es tat dem Sepp-Frieder aber unendlich wohl.

„Vadderle,“ sagte sie noch einmal, als sie Hand in Hand auf der Straße dahingingen, „Vadderle, gelt, du führst mich?“

Ja, er führte sie heim in den fünften Stock, und sie führte ihn zum erstenmal am „Goldenen Löwen“ vorbei, ohne daß er hineinging. Das Heimkommen war schön und froh, die Ficklies hatte Milch gekocht, und der Vater hatte unterwegs Würst und Brot gekauft.

„Hast du Arbeit, Vadderle?“ fragte das Nickerle verwundert wegen des guten Nachtessens.

„Ich hab' hent zwei Stühl eingeflochten, und morgen früh hole ich neue.“ Der Sepp-Frieder hatte das Gefühl, als wenn er seinem Kinde wieder näherrückte.

Nickerle war müde und ging früh zu Bett. Der Vater saß neben ihr, und sie hielt seine Hand fest. „Jetzt bin ich nit mehr allein, Vadderle,“ sagte sie, „wenn du bei mir bist.“

Das Kind wurde schläfrig. „Gut Nacht, Vadderle, und betest du auch mit mir jetzt? Weißt, wie die Mutter als?“

Der Sepp-Frieder hustete und stand da wie ein dummer Schulbub. Er und beten! Er wußte ja nicht mehr, wie man die Hände faltete! Aber was half's? Er, der Säufer, der Flucher, der Lästlerer, der Leugner, er mußte stillehalten, bis sein blindes Kind sein Nachtgebet gesprochen hatte. Wenn die im „Goldenen Löwen“ ihn jetzt hätten sehen können! Das wäre ein Freßer



*Luigi Carlini*

Aber was half's? Er, der Säufer, der Flucher, der Lästlerer, der Leugner, er mußte stillehalten, bis sein blindes Kind sein Nachtgebet gesprochen hatte.

für die gewesen. Wochenlang hätte er sich auslachen lassen müssen!

Als das Nickerle gebetet hatte, streckte es suchend seine Arme aus und schlang sie um seinen Hals. „Gut Nacht, Vadderle,“ sagte sie mit einem Kuß auf die borstigen Lippen, „ich bin so froh, daß du mich führst.“

Der Sepp-Frieder sagte kein Wort. Er nahm sich wie ein Stoffel. Das Gefühl hatte er auch. War's die frisch gepuzte Stube? War's das bleiche, blinde zehnjährige Kind, das da vor ihm lag? War's das kleine Kindergebet gewesen? Es war eine andere Luft um ihn, an die er sich erst gewöhnen mußte. Er war froh, als das Nickerle sich niederlegte und die Augen schloß.

Es war heiß, fürchterlich heiß, da droben in der Dachkammer im fünften Stock. Und die Wurst war salzig gewesen, und — und — wahrhaftig, es traf ihn wie ein Schlag, er hatte den ganzen Tag noch keinen Tropfen getrunken. Das war zuviel verlangt, das konnte man ihm nicht zumuten. Ein Mann muß seinen Trunk haben, der steht ihm zu. Das Kind schien zu schlafen! O der Durst! Der Durst! Nur ein Glas! Nur ein einziges! Er war ja schnell wieder da, er ging ja nur die paar Schritte in den „Goldenen Löwen“!

Leise, auf den Zehen ging er zur Türe, um sein Kind nicht zu wecken, leise klinkte er die Türe auf, und ebenso leise wollte er sie schließen, als ein zartes Stimmchen rief: „Wadderle!“

Sepp-Frieders Gesicht verdüsterte sich, seine Stirne zog sich in Falten, er fragte unwirsch: „Was willst du denn?“

„Wadderle, gelt, wenn ich jetzt keine Blümle mehr sehen kann, dann brichst du sie mir ab, und ich darf dran riechen?“

„Ja, ja,“ sagte er freundlicher, „ich hol' dir soviel du willst. Aber du mußt dir keine Gedanken mache, Nickerle, das ist nit gut.“

„Ich mach mir keine, sie kommen ganz von selber,“ antwortete das Kind, „gelt, Wadderle, du gehst nit fort, gelt, du bleibst bei mir?“

Da zog sich der Sepp-Frieder aus und legte sich ins Bett. Nicht gerade in der besten Laune. Er wäre lieber in den „Goldenen Löwen“ gegangen. Aber das Kind! Er wagte nicht, es allein zu lassen am ersten Abend. Seit langer, langer Zeit hielt ihn zum erstenmal etwas zurück vom „Goldenen Löwen“.

Die nächsten Tage waren eitel Jubel und Freude. Das Nickerle konnte viel mehr tun als es gedacht hatte. Es konnte sich selbst waschen und kämmen, wie früher auch, es ging nur langsamer, es konnte die Betten machen, die Stube kehren, es konnte sogar kochen und stricken. Wo es fehlte, half der Vater nach, denn er saß ja daneben und flocht Stühle ein, die sie gemeinsam in der Fabrik holten und auch zurückbrachten. Ueber allem schwebte die Flicklies, die neben ihrer vielen Arbeit nimmer zu- und abging.

Das Leben hätte dem Sepp-Frieder so ganz gut gefallen, wenn — wenn der Durst nicht gewesen wäre. Es war fast wie früher, als seine Marie noch da war. Sie lebten regelmäßig, sie aßen wieder ganz gut, nur mußte er das

Geld dazu verdienen. Das war ihm oft schwer — denn man hatte keine Minute Zeit, auch nur einmal in den „Goldenen Löwen“ zu gehen, wenn es reichen sollte für Essen, Kleider und Schuhe. Und wenn er einmal eine halbe Stunde hatte, dann ließ das Kind ihn nicht los, es wollte um keinen Preis ohne den Vater sein. Es war ein schweres Los für den Sepp-Frieder, und er machte viel durch mit seinem rasenden Durst. Er hätte es überhaupt nicht ausgehalten, wenn nicht das Nickerle auf den Vorschlag der Flicklies immer eine große Kanne „Pfeiffer und Diller“ bereitgestellt hätte.

Dazu kam noch etwas. Der Wirt im „Goldenen Löwen“ und die Sausbrüder vermißten den Sepp-Frieder gar sehr. Er war so ein gutmütiger Kerl, und es kam ihm auf ein paar Schnäpse nicht an, wenn er Geld in der Tasche hatte. Der eine brachte sich schon nach acht Tagen durch eine gesalzene Rechnung in empfehlende Erinnerung, was den Sepp-Frieder höllisch ärgerte, weil er jetzt noch mehr arbeiten mußte, um neben dem Lebensunterhalt auch noch die Rechnung zu bezahlen. Sie war nach seiner Schätzung viel zu hoch, aber was konnte er machen? Er konnte ja nichts beweisen! Er nannte im stillen den Wirt einen Lump und gelobte sich, ihm keinen Pfennig mehr zum Verdienen zu geben.

Die Sausbrüder lachten und hänselten und neckten ihn, wenn sie ihn einmal in der Stadt trafen; sie behaupteten, er sei fromm geworden, oder seine Tochter erlaube es nicht. Da faßte er jedesmal seines Kindes Hand fester und bekam einen roten Kopf vor Aerger und Wut. „Gemeine Kerle,“ zischte er zwischen den Zähnen und ging seines Weges weiter. Er wollte gar nicht mehr in den „Goldenen Löwen“, er war viel zu sehr verärgert, er wollte von der Gesellschaft nichts mehr wissen.

Und noch etwas kam dazu. Als er einige Wochen so unermüdtlich Stühle eingeflochten hatte, bot man ihm in der Fabrik feste Arbeit an. Jetzt bekam der Sepp-Frieder Achtung vor sich selber. Die hatten gemerkt, daß er ein fleißiger, ordentlicher Kerl war! Das hatten sie, sonst hätten sie ihm jetzt, in der schlechten Geschäftszeit, nicht feste Arbeit angeboten. Jetzt ging er, wie jeder ordentliche Mensch, morgens zur Arbeit, und zwar allein. Das Nickerle hatte sich nach und nach daran gewöhnt, allein zu sein, ohne sich einsam zu fühlen. Es besuchte sogar auf Wunsch des Doktors in der Klinik eine Blindenschule. Ein armes, halbblindes Kind, das allein gehen konnte, holte das Nickerle um zwei Uhr ab und brachte es um fünf Uhr wieder heim. Dafür bekam es zehn Pfennig im Tag, und manchmal noch etwas dazu. Der Sepp-Frieder konnte es ja bezahlen, und er bezahlte es gern. Er hatte nämlich trotz der festen Ar-

beit das Stühlstlechten daheim nicht aufgegeben. Was sollte er denn tun von sechs Uhr an? Ob man's glaubt oder nicht, der Sepp-Frieder verdiente mehr Geld, als er für sich und sein Kind brauchte. Und er sprach nicht gern davon, daß er früher Unterstützung bezogen hatte.

Ja, der Sepp-Frieder war ein anderer Kerl geworden. „Respekt muß man vor ihm haben, und sein Kind blüht auf wie ein Röslein,“



„Du hast es verdient, Lies,“ sagte die alte Frau, „du hast es an mir verdient.“

sagte die Großmutter zu der Flicklies, die eifrig zustimmte. „Hast du auch gemerkt, wie er im Haushalt alles wieder angeschafft hat, was er früher vertrunken hat? Es ist ja jetzt wieder ganz fein bei den Schneiders. Und wie hängt er am Nickele, und es an ihm!“

So ging ein Jahr ins Land seit dem Tag, da der Sepp-Frieder sein blindes Kind aus der Augenklinik heimgeführt hatte. Da holte er eines Abends wie gewöhnlich Wasser in der kleinen Küche der Flicklies, ein Wort gab das andere, sie kamen in ein Gespräch, wie das schon oft der Fall gewesen war in der letzten Zeit. Nur machten sie heute die Ähre zu, so daß ich nicht weiß, was sie miteinander gesprochen haben.

Ich weiß nur, daß die Flicklies nachher bei ihrer Mutter stand und sagte: „Er ist ein anderer Mensch geworden, er gibt es selbst zu. Und weißt du, was er noch sagte? Es müsse doch einen Herrgott geben, der bei den Menschen die Hand im Spiel hat. Er habe gemeint, er

führe sein Kind, und in Wirklichkeit habe das Kind ihn geführt. Und weiter hat er gesagt: »Mein Kind mußte blind werden, damit ich sehend wurde!« Und dabei liefen ihm die hellen Tränen in den Bart. Und er behauptet, wie er am ersten Abend von dem blinden Kind weg in den »Goldenen Löwen« gehen wollte, da habe das Kind ihn zurückgerufen. Jenes »Wadderle!« habe ihn gerettet.“

„Mutter, bis in vier Wochen bin ich nicht mehr die arme Flicklies, dann bin ich die Frau Schneider, und wir wohnen in zwei Zimmern mit einer Küche, und was mich am meisten freut, das Nickele hängt an mir wie eine Klette! Und du sollst es gut haben, Mutter!“

Beiden Frauen liefen die Freudentränen über die Wangen. „Du hast es verdient, Lies,“ sagte die alte Frau, „du hast es an mir verdient.“

„Und jetzt sag' ich dir noch das Aller Schönste, Mutter. Er hat gesagt, er will an mir gut machen, was er an seiner ersten Frau gesündigt hat, wenn ich nur seinem Kind eine gute Mutter bin. — Mutter, glaubst du, daß ich das kann? Du kennst mich doch am besten von allen Menschen.“

Die Mutter nickte einmal über das andere; sie faltete die Hände und sagte: „Gott segne dir's!“

## Das Fleckenwasser.

Von W. Karl.

Der Leser kennt den Herrn Kaufmann Zengerle in Zghausen noch recht gut aus den früheren Kalendern. Herr Kaufmann Zengerle, Spezerei- und Ellenwaren, neuerdings auch Eisen, ging vor etlicher Zeit am Sonntag nachmittag ruhigen und gemessenen Schrittes, wie es einem Gemeinderat gebührt, hinunter in den „Löwen“, um dort seinen vorge schriebenen Bego zu spielen — als ob kein Unglück gegen ihn unterwegs gewesen wäre. Aber als Herr Zengerle am Montag morgen, wie es seine Gewohnheit war, die gelben Sonntagshosen ausbürsten und in den Schrank hängen wollte — die gelben Sonntagshosen erschienen ihm nämlich als ein so ehrwürdiges und durch die Zeit geheiligtes Gut, daß er ihre Pflege keiner fremden Hand anvertraute —, da erstarb ihm der Atem im Mund, der Gedanke im Hirn. Die gelben Sonntagshosen hatten da, wo ihr Herr auf ihnen zu sitzen pflegte, einen abscheulichen Flecken, der geradefo aussah, als wolle er nicht ohne Kampf das Gelände aufgeben, auf dem er sich's bequem gemacht hatte. Und so war es auch. Denn als Herr Zengerle ganz still und heimlich in das Magazin ging, um dort den Flecken aus dem Gewandel herauszubürsten und zu waschen, da zeigte es sich, daß Herr Zengerle es diesmal